

# Den Bodenständigen

Autor(en): **Meyer, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **26 (1923-1924)**

Heft 4

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748351>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ich rede von der Menschwerdung eines ganzen Volkes, das sich mit seinem Geiste und seiner Leidenschaft, mit seinem Elend und seiner Schmach, mit seinen Seufzern, mit seinem Zorn und seiner Rache in mehreren, oder meinetwegen in *einem* seiner Söhne verkörpert und den, welchen es besitzt und be-seelt, zu den notwendigen Taten bevollmächtigt, dass er Wunder tun muss, *auch wenn er nicht wollte.*»

Er, der Wunder vollbracht hat, ist uns heute ein Wunder. Das rationale Begreifen vermag bis zu den ursächlichen Zusammenhängen seiner Taten vorzupirschen, weiter nicht; die Quelle der Taten, das Bewegende in ihm lässt sich nur ahnen. Alle losgelassenen Geister einer verhetzten Epoche tobten in dem einen Mann gegen den Genius seiner Nation; dieser zwang sie, ihm zu dienen und das Böse wollend Gutes zu schaffen, bis die schwere Mission erfüllt war, und er die sterbliche Hülle seines Knechtes Jenatius verließ, um auf Gletscherzinnen schwebend über Jahrhunderte hin den Nächsten zu erspähen, den ihm das Schicksal zu Größe und Vernichtung anheimgebe.

MAX RYCHNER



## DEN BODENSTÄNDIGEN

Herr Otto v. Greyerz hat in diesen Blättern den Zürchern kürzlich recht energisch den Bernermarsch getrommelt, und Schwefel über dieses Gomorrah herabgefleht. Nun bin ich zwar kein Zürcher und brauche mich somit nicht betroffen zu fühlen, ganz im Gegenteil, als Basler . . . . .

Aber *Wissen und Leben* ist ja eine Säule des Völkerbundsgedankens, und ein neutraler Turm in der Schlacht der Meinungen, und ich will ja auch gar nichts über Zürich oder gegen die Berner sagen. Sondern ganz im allgemeinen. Es gibt nämlich nicht nur Zürcher, die mit Besorgnis sehen, wie weite Kreise aus der Arche Noah ihrer Bodenständigkeit die Sintflut dieser Zeit auf dem Schwäbelpfyfli mit Röseligartenliedern begleiten. Nun wollen wir dieses Idyll gewiss nicht stören, aber ebensowenig haben wir Lust, in diese Arche einzusteigen, und drum sei unsere Ablehnung auf alle mehr oder weniger freundlichen Einladungen einmal samt ihren Gründen ausgesprochen.

Man fordert Bodenständigkeit von uns: wer ist eigentlich befugt, Bodenständigkeit zu fordern, und was meint man damit? Ist es nicht im Grunde der Schullehrer-Standpunkt, der meint, die Sprache werde von der Grammatik regiert, während deren Regeln doch nur eine Abstraktion, ein Destillat des Verstandes aus der lebendigen, freien Sprache sind? Der Geist wehet von wannen er will, und die Sprache wandelt sich höchst selbtherrlich, und dann darf der Grammatiker feststellen, diese oder jene Änderung habe sich vollzogen. Dergleichen in allen Künsten. Auch Malerei und Architektur gehen ihre Wege, von innen heraus getrieben, und später einmal kann dann der Historiker buchen, diese und jene Leistung sei auf Schweizer Boden entstanden und sonst nirgends, und folglich sei sie schweizerisch. Der Begriff „bodenständig“ hat sich nach der Leistung zu richten, und nicht umgekehrt. „Bodenständig“ ist ein Registerbegriff, der sich anzupassen hat, er fasst prinzipiell nur das zusammen was *war*, das, was aus dem lebendigen Fluss des Werdens auskristallisiert ist, das Form Gewordene, Fertige, das eben darum erledigt, und unter den noch zu lösenden Problemen nicht mehr enthalten ist. Und auch Sümpfe und Altwasser sind

bodenständig, abseits vom lebendigen Strom, der in die Weite strebt, die Fremde befruchtend und selber von fremden Bächen genährt.

Unsere Altvorderen sind gar nicht so übertrieben bodenständig gewesen, wie man uns glauben machen will; im Gegenteil, das waren recht mondäne Herren, die mit offenen Sinnen weit herum kamen und das Gute nahmen, wo sie's fanden. Wenn dann so ein Soldkapitän das Zipperlein spürte und seinen Abschied nahm, so baute er sich daheim seinen Ruhesitz so modern als möglich, wie er es in Paris oder Venedig oder Rom gesehen hatte, und die wohlweisen, gestrengen Räte machten nicht anders. Das Rathaus in Luzern, und die Berner und Basler und Genfer Patrizierhäuser und die Bogenhallen vor den Kirchen im Wallis und Tessin und Graubünden (und sogar die altehrwürdigen Volkstrachten), kurz alles, was uns als so bodenständig gepriesen wird, war seinerzeit demier cri, und durchaus nicht auf dem eigenen Mist gewachsen. Jene Bauherren wollten vielmehr gerade das nachmachen, was ihnen im führenden Ausland imponiert hatte, sie waren modern, neuerungssüchtig, sensationslüstern, dass es damaligen Heimatschützern gegraust hätte, aber weil sie und ihre Baumeister gute Eidgenossen waren, so bekam die Sache ganz von selber, ungewollt, wer weiß, vielleicht zum Leidwesen beider Teile, eine Schweizer Nuance, etwas Bodenständiges. Aber ganz gewiss war das derjenige Effekt, der am allerwenigsten beabsichtigt war, er war Ergebnis, nicht Programm.

Bodenständigkeit ist nur dann etwas Wertvolles, Positives, wenn sie als die besondere Färbung einer lebendigen, vorwärtsstrebenden Bewegung auftritt. Für sich allein ist Bodenständigkeit nichts, ein genau so leeres Wort wie „Modernität“; sowenig irgend etwas schon darum gut ist, weil es sich modern gibt, ebensowenig ist etwas gut, nur weil es bodenständig ist. Herr Otto v. Greyerz ist doch wohl im Irrtum, wenn er Berns Bodenständigkeit als einen Vorzug preist vor Zürichs Neuerungsucht: diese Unterscheidung bezieht sich ja nur auf das Nebensächliche, auf den kulturellen Abschaum, die Mitläufer. Gewiss, in Zürich hat der Blender, der bluffende Nur-Moderne gewisse Chancen, es zu kurzlebiger Berühmtheit zu bringen; aber bei den Bodenständigen ist es dafür oft der Nichts-als-Spießer, der auf den verstimmten Saiten verblichener Sentimentalitäten klimpert, und für seine Philistrosität die Bürgerkrone aufgesetzt bekommt. Allzuoft verbirgt sich unter dem Ruf nach Bodenständigkeit die Angst und Unsicherheit der Geschmacklosen: mit der Lobpreisung längstbewährter Formenwelten kann man sich nicht mehr offenkundig blamieren, man kann stolz als Kenner, als Kulturgröße auftreten, ohne ein Verstehender zu sein, und das ist nur eine andere Äußerungsart derselben Unsicherheit, die den „Modernen“ von Mode zu Mode hetzt, weil er glaubt, Neuheit sei schon an sich ein Wert.

Die Bodenständigen halten sich für die Hüter der Tradition, sie wollen die Quellen des nationalen Lebens reinhalten. Aber die Quelle kann nur gedacht werden insofern sie fließt, und Leben nur, insofern es sich wandelt, und darum meinen die Bodenständigen auch gar nicht nationales Leben, sondern historische Form. Wir sollen uns immer im Kreis bewegen, im Formenkreis unserer Vergangenheit: dann sind wir bodenständig. Wir sollen so tun, als ob wir an den Mailänderzügen teilgenommen hätten, als ob wir uns in Zopf- und Postkutschenzeiten zurücksehnten, als ob wir sämtlich unsere Jugend als Hirtenbuben auf hoher Alp verlebt hätten. Und in Bern müssen wir natürlich barockbauen: sogar Transformatorenhäuschen kriegen neckische Mansart-Dächer, und fremde Gesandtschaften und Friedenskirchen und das neue Gymnasium überbieten sich gegenseitig an Bodenständigkeit.

Durch solche Nachäfferei erweist man der Vergangenheit aber keine Ehre, im Gegenteil, man verdirbt ihr Niveau. Denn die Nachahmung geht notwendigerweise vom Äußerlichen aus, vom Ergebnis, nicht vom schaffenden Geist, und sie wird bestenfalls ein täuschendes Surrogat, eine leere Attrappe, die dem Harmlosen imponiert. Nun kann man aber in jedem Museum sehen, dass sich tüchtige Leistungen aus allen Zeiten recht gut miteinander vertragen, steht aber in einem Zimmer unter lauter echten Möbeln ein imitiertes Stück, so wirkt es verletzend: die echten Nachbarn lassen seine Kläglichkeit um so ärgerlicher empfinden, und, einmal getäuscht, betrachten wir auch das Echte mit Misstrauen, denn man fühlt sich betrogen und unbehaglich. Genau so geht es uns im Stadtbild, wenn sich unter altehrwürdige, echte Bauten jene Heimatschutz-Imitationen einschleichen, die so tun, als ob sie alt wären.

Es liegt eigentlich eine tiefe Verachtung oder Schamlosigkeit, ein Nicht-Ernstnehmen des Alten darin, dass man glaubt, es ließe sich so ohne weiteres nachmachen. Wer sich bewusst ist, wie sehr jede gültige Leistung einmalig, und gerade darum groß ist, weil sie ihrer Zeit den ehrlichsten Ausdruck gegeben hat, der wird sich hüten, in jene geschlossenen Lebenskreise der Vergangenheit brutal sich einzudrängen, und diejenigen Formen, um die unsere alten Meister schwer genug gerungen haben, zu Spielereien und Maskeraden zu missbrauchen. Es ist doch wohl eher tiefe Würdelosigkeit als ehrwürdige Treue zur Tradition, wenn das Volk, dem alle Zeitungen mit der Anrede „Souverän“ nicht genug schmeicheln können, Waffen und Wappen, die Abzeichen alter Freiheit und Souveränität, von einer Kilbi zur andern schleppt, und damit seine Eitelkeit und Radaulust befriedigt. Diese bodenständigen Kilbenen, das wäre überhaupt ein Kapitel für sich; darum wichtig, weil sie das, was man sich unter nationalem Leben vorstellt, besonders schön repräsentieren. Als besonders national gelten die Landknechts-Zeiten: Marignano. Dieselben Leute, die sich heute gar so intim an „unseren Hodler“ anbieten, und ihn als Inbegriff der Bodenständigkeit preisen, haben seinerzeit Zetermordio geschrien und seine Bilder als modernen Schwindel verhöhnt; aber dann haben die „Modernen“, ja das verhasste Ausland, Hodler zu Erfolg verholfen, und mit dem Erfolg wurde er auf einmal bodenständig, fast allzubodenständig. Denn ist diese ewige Maskerade mit Marignano-Zeiten nicht nachgerade peinlich? Wenn es mit Hodler sein Bewenden hätte, aber da gibt es Volksschauspiele und Schützenfeste und Rudolf Mürger und Velo-Meisterschaften und Carl Friedrich Wiegand und Jegerlehner und weiß Gott was noch mit Flammenschwertern und Hellebarten und gepufften Wämsern aus der Theatergarderobe und die Leute reden von Blutharst und sagen han statt haben, weil das bodenständiger ist, — woran ich meine — woran ich meine — woran ich meine Freude han. Es ist aber ein seichter Schöpplein-Patriotismus, der sich an solchen Maskeraden begeistert, und das Gegenteil von Volkserziehung, denn man erweckt den Anschein, als könne sich echtes Schweizertum überhaupt nur im lärmenden Landsknechtston ausdrücken. Damit, dass man sich ein trügerisches Ideal in der Vergangenheit vorspiegelt, glaubt man sich davon dispensieren zu können, eine neue Form unseres Schweizertums zu suchen.

Nein, unser Ehrgeiz geht nicht dahin, dereinst ausgestoßt mit Panner und Morgenstern im Museum zu verstauben, gerade wir, die wir uralte Wappen führen, glauben, dass Treue gegenüber der Tradition darin besteht, Tradition zu *schaffen*, das heißt dem Geist dieser unserer Zeit ebenso ehrlich Ausdruck zu geben, wie es unsere Vorfahren ihrer Zeit gegenüber getan haben. Als

Schweizer wollen wir Menschen unserer Zeit sein, und wir sehen den höheren Heimatschutz darin, an den brennenden Problemen unserer Zeit mitzuarbeiten, vorwärtsgerichtet, und gerade wenn wir nur an die Sache denken, ohne historische Rück- und Seitenblicke, dann wird auch die Lösung ganz von selber die schweizerische Nuance haben, nicht ein aufgeklebtes Schweizerkreuz, sondern inneres nationales Leben.

PETER MEYER



## OTTO VON GREYERZ

### EIN EPILOG

Darf ich vielleicht, da wir doch gerade dabei sind, auch mein Sprüchlein sagen? Herr Korrodi trägt mit dem Jubilaren ein zierliches Fechten aus und hat manchen gutsitzenden Treffer hingetupft. Aber eine Forderung auf schwerere Waffen scheint mir einem nun in die Reihen der Senioren vorrückenden Schweizer Schriftsteller, der soeben von Fachgenossen und Landsleuten in einer Festschrift vor dem ganzen Lande ge«unsert» worden ist, nicht zur Unehre gereichen. Herzliche Glückwünsche kann jeder brauchen, dem sie zuteil werden. Mögen sie ihn in der erforderlichen Einsicht stärken, dass er gleichzeitig auch eine ergänzende Zurechtweisung brauchen kann! Sie sei ihm nur zum Wohle des weiten Volkskreises zgedacht, dessen gehorsames Ohr er besitzt.

Otto von Greyerz nimmt zur Zeit unter den Schweizer Schriftstellern die weitaus mächtigste Stellung ein, wenn man auf den Einfluss sieht, der mit den Mitteln der Feder und des mündlichen Wortes auf die Gebildeten der deutsch redenden Schweiz ausgeübt wird. Er verfügt über den ordentlichen Lehrstuhl einer Universität, über die jederzeit offene Tür einer großen Tageszeitung, über Fachblätter, über Verleger und über die Möglichkeit, mit häufigen Vortragsreisen sich in den literarischen Gesellschaften der Auslese unserer Bildung in Erinnerung zu bringen. Dabei ist sich sowohl er selber als das Publikum, vor das er hintritt, ohne vorherige Vereinbarung, einig über die ganz besondere Sendung seiner Persönlichkeit. Name, Geburtsort, Studiengang, Berufsweg, äußere Stellung und die geschlossene Rückendeckung durch die Umgebung machen aus ihm das Muster des Schweizers, der zugleich Schriftsteller, und des Schriftstellers, der zugleich Schweizer ist. Er ist der präceptor Helvetiae, der Bannwart unserer geistigen Heimatflur, der das Patent stets aus der Tasche ziehen kann, dass er mit der Schutzaufsicht betraut sei und büßen und türmen dürfe. Und wenn das «Helvetia docet» in deutschen Gauen jenseits des Rheines erschallt, so pflegt es hundert gegen eins den Namen des Berner Literaturprofessors und Dialektdichters zu tragen.

Obschon ich schon des öfteren von dem Gestrengen ertappt und gezaust worden bin, fällt es mir nicht ein, die Notwendigkeit und Nützlichkeit einer sprachlich-sittlichen Oberaufsicht an und für sich in Abrede zu stellen. Nur finde ich, dass er allzu leichten Kaufs in den Besitz so weitgehender Befugnisse sich